

Von der Verdrängung des demographischen Wandels



Carlo Conti

Die Schweiz altert – wie andere Länder auch. Durch die Alterung nimmt die Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter ab, immer weniger Junge müssen immer mehr ältere Menschen finanzieren. Gleichzeitig erhöht sich die Lebenserwartung infolge des medizinischen Fortschritts. Aus dieser Entwicklung hat sich eine Alters- oder Überalterungsdebatte entwickelt, die (zu) oft als Angstdebatte geführt wird. Dabei stellt der demographische Wandel, nüchtern betrachtet, keine furchterregende Gefahr dar. Gefährlich hingegen ist es, den Wandel und die damit verbundenen Herausforderungen zu verdrängen. Was wir nach wie vor tun.

Dass wir im Durchschnitt immer länger leben, ist erst einmal ein Geschenk. Wer heute in Rente geht, hat mit ein bisschen Glück noch 20 bis 30 gute Jahre vor sich. Dies führt dazu, dass viele von uns miterleben können, wie Kinder, Enkel und vielleicht sogar Urenkel aufwachsen. Dieses Miteinander mehrerer Generationen fordert den politischen Gestaltungswillen und die damit zusammenhängenden Entscheidungsprozesse. Die Jungen von morgen werden nicht gleich sein wie die heutigen, und die morgigen Alten werden nicht die gleichen Haltungen haben wie die von heute. Die Zahl der älteren Menschen wird zwar wachsen, aber die Alten morgen werden anders leben, weil sie anders aufgewachsen sind.

«Die ganze Welt twittert und facebookt rund um den Globus, unser Gesundheitswesen hingegen macht an der Kantonsgrenze halt.»

Ein Blick auf von mir miterlebte Generationen seit dem 2. Weltkrieg bestätigt diese Aussicht. Wer den Krieg noch als Kind oder Jugendlicher erlebt hat, ist mit Werten wie Sicherheit, Ruhe und Frieden grossgeworden. Die Nachkriegsgeneration war von Aufbau und wachsendem Wohlstand geprägt. Die 68er stellten vieles wieder in Frage, suchten neue Werte und alternative Lebensformen. Wer in den 70er und 80er Jahren aufgewachsen ist, wurde mit der Problematik des Klimawandels und mit schrecklicher Mode konfrontiert. Die nächste Epoche war geprägt von der scheinbar unbegrenzten Macht des Geldes und dem schnellen Reichtum. Und die aktuelle Jugend orientiert sich an neuen, digital geprägten Lebensformen und vertraut mir in der Öffentlichkeit unbewusst Privates an, von dem ich besser nichts wüsste. Diese «Digitals» haben die neuen Me-

dien in ihr Leben integriert und werden dieses wiederum von Grund auf neu oder anders gestalten.

Gerade wegen des demographischen Wandels und des geschilderten Miteinanders verschiedener Generationen mit unterschiedlichen Lebensentwürfen werden Wirtschaft und Wohlstand auch künftig wachsen. Zwar wird das Wachstum an anderen Orten erfolgen als heute, aber es wird erfolgen, sofern wir die Weichen heute schon richtig stellen. Zum Beispiel im Gesundheitswesen, bei den Gesundheitsleistungen generell, bei der Grundversorgung vor Ort, bei der Unterstützung im Alltag, bei neuen betreuten Wohnformen im Alter und bei der stationären Alterspflege. Gerade in einer älter werdenden Bevölkerung sind die Akteure des Gesundheitswesens besonders gefordert, nach vorne zu schauen und Entwicklungen zu antizipieren. Statt Gefahren herbeizureden und standespolitische Diskussionen zu führen, sollten in einem Zukunftsmarkt wie dem Gesundheitswesen, der weiterwachsen wird, innovative und wegweisende Entscheidungen herbeigeführt und umgesetzt werden. Doch bis heute erstarrt das System (noch) im Reformstau und grenzt sich (zu oft) getrieben von Eigeninteressen gegenseitig ab oder sogar aus. Die ganze Welt twittert und facebookt rund um den Globus, unser Gesundheitswesen hingegen macht an der Kantonsgrenze halt.

Dabei wird, so wir uns nicht schneller bewegen, insbesondere der Arbeitskräftemangel zur grössten Herausforderung. Weil die Zahl der Kinder zurückgegangen ist, fehlt es, je länger, je häufiger, am Berufsnachwuchs. So funktioniert das Gesundheitswesen schon heute nur noch dank Personal aus ganz Europa. Steigender Personalbedarf aufgrund der demographischen Entwicklung wird diese Problematik akzentuieren. Angesichts dessen müsste sich ein Volk, das wie das Schweizervolk wenige Kinder bekommt, eigentlich mehr Einwanderung wünschen. Damit notwendige Dienstleistungen wie zum Beispiel die Pflege und Betreuung von älteren Menschen oder die wohnortnahe Versorgung von chronisch oder mehrfach erkrankten Menschen auch künftig regelmässig zur Verfügung stehen. Aber das Volk und darunter viele ältere Menschen sehen das anders und wollen die Einwanderung eher bremsen.

Vielleicht braucht es deshalb erneut die – nun alt gewordenen – 68er, die ein zweites Mal, nicht mehr so wild, dafür altersklug vieles in Frage stellen, nach neuen Werten suchen und innovative und wegweisende Zukunftsmodelle herbeiführen und umsetzen. Und vielleicht bin ich diesmal mittendrin.

Carlo Conti *

* Dr. iur., Regierungsrat,
Vorsteher Gesundheits-
departement Basel-Stadt